

(Nachdruck verboten.)

231

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Eine unfägliche Enttäuschung durchzog der Heimkehrenden Herz, und ohne daß sie es beabsichtigte, Klang der Ton schroff, in dem sie das Mädchen jetzt hinausgehen hieß. Sie setzte sich auf den eben verlassenen Platz am Tisch und zog ihren Knaben an sich.

„Wie ist Dir's denn gegangen, Wölschen? Nun sage doch — gut?!“

Er nickte.

„Gast Du denn auch Mutterchen ein bißchen vernimt?!“

Er nickte wieder.

„Ich habe Dir auch so viele schöne Sachen mitgebracht!“

Da wurde er lebhaft. „Gast Du auch für Cilla was mitgebracht? Einen Nähkasten mit allerlei drin könnte die gut gebrauchen; weißt Du, sie hat nur so 'nen alten von der Schule her. Ach, die kann mal fein erzählen — so gruselig! Und singen! Laß Dir das mal vorsingen:“

„Ein niedliches Mädchen, ein junges Mut,
Erfor sich ein Landmann zur Frau,
Doch sie war einem Soldaten so gut
Und bat ihren Alten ganz schlau —“

„Ich sag' Dir, zum Schießen ist das!“

Und lachend begann er weiterzuträllern:

„Er möchte doch fahren ins Heu, juchhei,
Ins Heu, juchhei —“

„St — — —!“ Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Das ist gar kein schönes Lied — ein garstiges Lied! Das wirst Du nie mehr singen!“

„Aber warum denn nicht?“ Er sah sie mit runden Augen erstaunt an.

„Weil ich es nicht wünsche,“ sagte sie kurz. Sie war empört: morgen, ja morgen, da würde sie dem Mädchen aber ihre Meinung nicht vorenthalten!

Jetzt waren ihre Wangen nicht mehr heiß; eine empfindliche Kühle schauerte über die Veranda, die ihr eifrig bis ans Herz griff. Als Paul rief: „Aber, Käte, wo steckst Du denn? Setz dich doch erst ab!“ folgte sie rasch seinem Ruf.

Der Knabe blieb allein stehen und sah mit blinzelnden, träumerischen Augen in die milde, jetzt ganz dunkle Nacht. Ja, das war doch so schön, wie die Cilla gesungen hatte! Morgen mußte Cilla wieder singen und erzählen! Wenn sie nun auch wieder da war! Ein ungestörtes Plätzchen würde doch noch zu finden sein! —

Käte schlief gar nicht in dieser ersten Nacht, obgleich sie todmüde war. Vielleicht zu müde. Sie hatte noch eine lange Auseinandersetzung mit Paul gehabt, als sie schon zu Bette lagen. Er hatte ihr recht gegeben, daß weder das eine noch das andere Lied sehr passend war, aber — „Du lieber Gott,“ hatte er gesagt, „was hört man als Kind nicht alles, und es geht spurlos an einem vorbei!“

„An dem nicht!“ Und dann klagte sie: „Ich habe so oft versucht, ihm wirklich Schönes vorzulesen, das Beste unserer Dichter — aber gar kein Interesse, noch gar kein Verständnis! Und für solche — solche —“ sie suchte einen Ausdruck und fand ihn nicht — „für so etwas begeistert er sich! Aber ich leide es nicht, ich dulde es nicht! Vergleichen darf nicht in seine Nähe!“

„Dann entlasse die Diensthöten,“ hatte er ärgerlich gesagt. Er war eben im Einschlafen und wollte nicht mehr gestört sein. „Gute Nacht, mein Herz, schlaf Dich aus! Uebrigens bist Du ja nun wieder da und wirst schon das Deine tun!“

Ja, das würde sie auch! —

Sie ließ den Knaben von nun ab nicht mehr aus den Augen. Und ihre Ohren waren überall. Es lag kein Grund vor, das Mädchen zu entlassen — es war ehrlich und sauber, tat seine Schuldigkeit — nur mit Wölschen durfte es nicht mehr allein sein. Wolfgang ging jetzt ins zwölfte Jahr, eine Ueberwachung durch eine Dienerin war überhaupt nicht mehr möglich.

Aber es war schwer für Käte, ihren Vorsätzen treu zu bleiben. Ihr Mann machte doch auch seine Ansprüche, und

ihr Haus, ihre Geselligkeit; es war nicht möglich, alles andere abzuschütteln, aufzugeben, zu verabsäumen, nur um des einen: um des Kindes willen. Und sie durfte Paul doch auch nicht anhaltend verstimmen, ihn womöglich ernstlich gegen das Kind erzürnen; davor zitterte sie. Sie mußte zuweilen mit ihrem Mann in Gesellschaft gehen, er freute sich, wenn sie — gut angezogen — als liebenswürdige Frau gesucht ward. Er ging gerne — ach, und viel, viel zu oft! Gerade diesen Winter hatte sie geglaubt, doppelt auf der Hut sein zu müssen. Und sie instruierte die Köchin und den Diener, ersuchte beide dringend, aufzupassen. Die waren ganz verwundert: wenn die gnädige Frau so wenig zufrieden war, sollte die gändige Frau doch der Cilla kündigen, zum ersten Januar gab's ja Mädchen genug!

Unwillig wendete sich Käte ab: wie häßlich von den Diensthöten, die 'andere herausheizen zu wollen! Ungerecht durfte sie gegen das Mädchen denn doch nicht handeln. Und wenn ein anderes ins Haus kam, konnte es da nicht ebenso sein?!

Wolfgang entwickelte sich sonst sehr gut, besonders körperlich. Nicht, daß er gerade so sehr in die Höhe schoß; er ging mehr in die Breite, wurde stämmig, mit einem festen Nacken. Wenn er mit den Räumtes vor der Tür Schneeballen warf, sah er älter aus als der gleichaltrige Artur, sogar älter als Frida. Er wurde eben anders genährt als diese Kinder. Mit Wohlgefallen sah die Mutter seine reine, frische Haut, die gepflegt war durch warme Bäder und die tägliche kalte Abreibung am Morgen. Und zum Friseur mußte er alle vierzehn Tage, da wurde der dicke, glatte, dunkle Haarschopf, der aber trotz aller Sorgfalt etwas Grobfädiges behielt, verschnitten, gewaschen und mit stärkeender Essenz eingerieben. Beinahe verklümmert sahen die Räumtes aus gegen ihn; sie hatten ja auch vor nicht zu langer Zeit erst die Nachwehen des Scharlach überstanden. Wenn nur Wölschen das nicht auch bekam! Käte hatte große Angst davor. Bis vor kurzem hatte sie ihn von den Räumtes ferngehalten; aber freilich in der Schule war stete Ansteckungsgefahr. Ach Gott, man kam wegen des Kindes eben nie zur Ruhe! —

* * *

Sie hatten sich recht munter draußen getummelt. Der See, der unterhalb der Willen, wie ein stilles Auge zwischen den dunklen Waldrändern liegt, war zugefroren; Wolfgang und die halbe Klasse liefen dort Schlittschuh. Käte war nach Tisch auch eine Weile am Ufer auf und ab gewandert und hatte ihren Jungen beobachtet. Wie nett er schon lief! Sicherer und besser als mancher der Jünglinge, die da lächer zogen und Kreise beschreiben, holländerten und mit ihren Damen tanzten. Er versuchte auch schon allerlei Kunststücke, er hatte wirklich Courage. Daß er nur nicht hinfiel oder einbrach! Und immer lief er der tiefen Mitte des Sees zu, wo noch Strohwiische steckten! Der Mutter war, als könnte ihm nichts geschehen, wenn sie hier am Ufer stand und ihn unablässig mit den Augen verfolgte. Endlich aber erstarren ihre Füße gänzlich, und sie mußte heimgehen.

Als er gegen Dunkelwerden nach Hause kam, war er unendlich frisch. Mit Freudigkeit sprach er vom Eislauf. „Ja, das war mal fein! Ich möchte immer so laufen — morgen, übermorgen — alle Tage — und immer weiter, weiter! Der See ist viel zu klein!“

„Bist Du denn gar nicht müde?“ fragte die Mutter und lächelte ihn an; sie konnte sich nicht satt an ihm sehen, er sah so strahlend aus.

„Müde?“ Er fast geringschätziges Lächeln zog seine Mundwinkel herab. „Ich werde nie müde. Von so was nicht! Die Cilla hat gesagt, sie möchte auch gern mal mit mir laufen!“

„Ach, warum nicht gar?!“ Schließen, der mit beim Kaffeetisch saß, lächelte gutgelaunt; es machte ihm Spaß, den frischen Jungen ein wenig zu necken. „Dann wird sich die Mutter eben während der Eiszeit ein zweites Hausmädchen engagieren müssen!“

Wolfgang verstand den leisen Spott nicht. Ganz glücklich rief er: „Ja, das soll sie tun!“ Aber dann wurde sein Gesicht lang: „Aber sie hätte keine Schlittschuhe, sagt sie, Vater, Du mußt ihr welche kaufen!“

„Den studiert werd' ich — na, das fehlte noch!“ Der Hausherr lachte laut auf. „Nein, mein Junge, die Cilla in Ehren, aber sie Schlittschuh laufen zu lassen, das wäre denn doch ein bißchen übertrieben! Nicht wahr?“

Er sah zu seiner Frau hin, die ganz gegen ihre Gewohnheit laut mit den Tassen klapperte. Sie sagte nichts, sie nieste nur stumm mit gänzlich veränderter, kühler Miene.

Der Knabe begriff das nicht: warum sollte die Cilla nicht Schlittschuh laufen?! Hatte die Mutter was gegen sie? Komisch! Immer, wenn ihm was so recht, recht gefiel, gefiel's ihr nicht!

Er stützte, an seinem Arbeitspult sitzend, den Kopf in beide Hände; der war ihm schwer. Die Augen brannten ihm und tränkten, wenn er sie fest auf's Heft richtete — er mußte doch wohl müde geworden sein. Das wurde keine gute lateinische Arbeit! Im Geist sah er schon, wie der Lehrer die Maheln zuckte und ihm, über so und so viel Köpfe weg, das Heft auf die Bank feuerte: „Schließen, zehn Fehler! Junge, Mensch, zehn Fehler! Wenn Du Dich nicht zusammennimmst, kommst Du Ostern nicht mit nach Quarta herüber?“

Paß das war ihm ja ziemlich egal — nein, eigentlich ganz egal. Es war ihm überhaupt jetzt alles egal, schrecklich egal! Er fühlte sich auf einmal todmüde. Warum sie nur der Cilla nichts gönnen wollte? Die erzählte doch so fein! Was hatte sie doch gestern abend, als die Eltern aus waren und sie sich an sein Bett geschlichen hatte, erzählt? Von — von?! Er konnte nichts mehr zusammenbringen, seine Gedanken verwirrten sich.

Der Kopf sank vornüber aufs Pult; die Arme lang vor sich über seine Bücher gestreckt, schlief er ein.

Als er erwachte, mochte wohl eine Stunde vergangen sein, aber er fühlte sich doch nicht ausgeruht. Fröstelnd, mit starren Augen sah er sich im Zimmer um. Alle Glieder taten ihm weh.

Und sie taten ihm auch die Nacht durch noch weh, er konnte nicht schlafen; mit schweren Füßen schleppte er sich am anderen Nachmittag auf die Eisbahn.

Wiel früher als sonst kam er vom Schlittschuhlaufen wieder nach Hause. Er mochte nichts essen und nichts trinken, immer kam ihm eine Uebelkeit an. „Sieht der Junge heute grün aus,“ sagte der Vater. Die Mutter strich ihm besorgt die Haare aus der Stirn: „Fehlt Dir was, Wölschen?“ Er verneinte.

Aber als wieder der Abend gekommen war und der Wind draußen in den Niefen flüsterte und eine gespenstische Hand an die Fenster rührte — huh, eine kleine weiße Hand wie in Cillas Lied —, lag er im Bett, schüttelte sich vor Frost, trotz der weichen, warmen Decke, fühlte, daß ihm der Hals weh tat und daß es in seinen Ohren stach und brannte.

„Er ist krank“, sagte Käte sehr besorgt am Morgen. „Wir wollen doch gleich Hofmann kommen lassen!“

„Ach, es wird schon nicht so schlimm sein,“ beruhigte der Mann. „Laß ihn im Bette, gib ihm Zitronenlimonade zum Schwitzen und auch was zum Abführen. Er hat sich den Magen verdorben oder ist erkältet!“

Aber schon am Mittag mußte der Arzt herbeitelephoniert werden. Der Knabe lag, nicht mehr klar, in hohem Fieber.

„Scharlach!“ Prüfend besah der Sanitätsrat die entblößte Brust und zog dann sorgfältig die Decke wieder höher. „Aber der Ausschlag ist noch nicht recht heraus!“

„Scharlach —?!“ Käte glaubte in die Kniee sinken zu müssen — o, davor hatte sie sich immer so sehr gefürchtet!

(Fortsetzung folgt.)

Pfingstausflüge der Pariser.

Die Franzosen reisen nicht viel im Ausland. Ich möchte beinahe sagen, sie sind zu eitel dazu. Wie sie als „Grande Nation“ von ihrem Ruhm und ihrer Kultur zehren, so daß sie auf andere Länder herabsehen können, so stellen sie auch ihr eigenes Land über alle anderen Länder. Wie wir etwa von Italien schwärmen, das wäre für einen Franzosen unmöglich. Kein Wunder freilich, er hat Teil an den Pyrenäen, er hat die Riviera und — er hat Algier! Er hat in seinem Lande Gebirge und Wälder, und er hat das Meer: das Mitteländische Meer, den Atlantischen Ozean und den Kanal. Er hat die Küste der Nord- und Südbretagne, die Normandie und die wunderbaren Inseln des Kanals, der Finistèreküste und des Morbihan. Was braucht er da Ausland! Es fehlt ihm da, um an Kenntnis fremder Länder und Völker, aber er hat eine eingehende Kenntnis seines eigenen Landes. Sein Land bereift der Franzose eifrig.

Und das Reisen wird ihm leicht gemacht. Alle Eisenbahngesellschaften gewähren Vergünstigungen, arrangieren besondere Routen für Sommerfahrten, zu denen sie Billets zu entsprechend längerer oder kürzerer Gültigkeit zu bedeutend ermäßigten Preisen bei Schnellzugbenutzung ausgeben. Von Palmsonntag an beginnt die Reisezeit mit ihren verbilligten Gelegenheiten und dauert bis Oktober. Aber auch dann sind manche der gelösten Billets, besonders auf die sogenannten „billets de bains de mer“, Billets für die Meerbäder, Verlängerungen möglich zu ganz geringen Aufschlägen. Dreißig Kilo Freigepäd werden jedem Inhaber einer solchen Karte zugestanden. Gewisse Routen können zu jeder Zeit angetreten werden, mit jedem fahrplanmäßigen Zuge, drei Tage nach Lösung der Karte, andere, und gerade die billigsten, die je nach der Entfernung höchstens eine Gültigkeitsdauer von zehn Tagen haben, gelten nur zu einem bestimmten Zuge für die Hinfahrt, dem sogenannten Train de plaisir, Vergnügungszuge. Die verbilligten Gelegenheiten werden ausgiebig benutzt. Besonders zieht das Meer an. Die Eisenbahngesellschaften du Nord und de l'Ouest haben noch besondere Gelegenheiten für den Sonntag geschaffen, so daß man am Sonnabend mit dem Abendschnellzug abfährt und am Sonntag früh am Meer ist, vom Gare Saint Lazare aus nach Gare, vom Gare du Nord aus nach Dieppe. Dann kann man den ganzen Sonntag am Meere zubringen und mit einem sehr günstigen Abendschnellzug zurückfahren. Die billigste Retourkarte von Paris bis ans Meer kostet, glaube ich, 4,50 Frank oder 5 Frank. Wer sich dafür interessiert, muß die Zeitungen und Affischen fleißig nachsehen. Fortwährend werden neue Gelegenheiten angezeigt. Gerade die Arbeiter machen viel Gebrauch von diesen Ausflugsgelegenheiten. Proviant wird entweder mitgenommen oder in der betreffenden Stadt gekauft, um in einer kleinen Wirtschaft, wo angeschrieben steht: „Hier kann Essen mitgebracht werden“, verzehrt zu werden. Ein Liter Rotwein für 30 Centimes dazu, die Zigarette gewickelt, und man ist Grandseigneur. Es reißt sich gar nicht übel mit Pariser Arbeitern. Sie sind unterhaltfam und wissen zu plaudern. Nur eines ist unangenehm: das Spucken. Das ist aber ein französischer Nationalfehler. Sonst ist der französische Arbeiter stolz darauf, zuborrommend und wohlgezogen zu sein. Er zeigt, daß er Kultur hat. Wo er einem eine Gefälligkeit erweisen kann, erweist er sie. Und hat er sich etwas Gutes eingewidelt von zu Hause — einen schönen, gebratenen Poulet, so wird er nicht verfehlen, einem das schönste Stück anzubieten. So ein Pouletschenkel eignet sich ja ausgezeichnet dazu. Ich habe öfters reblich mit ihnen geteilt und oft auch meine liebe Not gehabt, das Angebotene ohne zu beidigen abzuschlagen. Kommt man dann nach Deutschland zurück, so wundert man sich, wie ausgiebig man statt der Höflichkeiten und Gefälligkeiten Puffe und Stöße und grobe Worte ausgeteilt erhält. Man kann einen Franzosen nicht tiefer beleidigen, als daß man ihm sagt, er sei schlecht erzogen und grob. In Deutschland pocht man extra noch darauf, denn das ist Kraft. Das nebenbei. —

Die Osterfeiertage gelten meist der näheren Umgebung. Man geht von Paris aus nach Saint Cloud, nach Versailles, Saint Germain, Argenteuil und vor allem in die beiden Bois im Mannkreis der Hauptstadt: Bois de Boulogne und Bois de Vincenne. Bei allen Ausflügen, näheren und entfernteren, spielt ja nun das Rad eine Hauptrolle. Die Pfingstfeiertage führen dann schon weiter ins Land: man fährt nach Fontainebleau, das Schloß mit seinen Sammlungen und Schätzen zu besichtigen. Kopf an Kopf drängt sich dann in den Sälen, die mit den Gemälden Napoleons I. endigen, nachdem sie gewissermaßen durch die ganze Geschichte Frankreichs geführt haben. Ein pracht- und prunkvolles Geschichtsbuch, eine illustrierte Kultur-, Zeit- und Stilgeschichte treten einem lebendig entgegen. Die Kultur Frankreichs ging von den Schlössern aus. Die Kultur Deutschlands wurde von den Schlössern aus aufgefalten. Der wunderbare Park von Fontainebleau erweitert sich gewissermaßen in den Wald von Fontainebleau, der, wenn mich meine geographischen Kenntnisse nicht täuschen, der größte von Frankreich ist. Zu Fuß und zu Wagen durchwandert man ihn. Führer bieten sich einem in Fontainebleau an, Einzel-fahrten und Kremelfahrten werden arrangiert. Am liebsten geht man hinaus nach Moret, einem kleinen, alten Städtchen, in dem sich das Alte erhalten, etwa wie in Rotenburg, nur nicht so reich und geschlossen. Es ist nur eine Straße eigentlich, man geht zum einen Tor hinein und wird dann bis zu der Brücke des Voing geführt, der hier in die Seine mündet. Vor der Voingbrücke steht das zweite Tor, in dem auch das Gefängnis war. Ein wunderbares Tal, wunderbare, malerische Häusergruppen, prachtvolle Wasserpforten, eine alte Mühle, mit einem schäumenden Behr, weite Wiesen mit den schlanken Pappeln, wie sie Monet gemalt hat. Es wimmelt von Malern hier, sogar einen jungen Deutschen traf ich da. Hier hat der Impressionist Sisley gewohnt, und viele seiner Landschaften sind aus der Umgebung des alten Städtchens genommen. Für die Kunstgeschichte Bedeutung hat auch Barbizon, wo Millet gemalt hat und von wo eine neue Malkschule ausgegangen ist. Nach Marlotte zu ist man auf Maupassants Spuren.

Fällt einer dieser Feiertage, Ostern oder Pfingsten, auf den ersten oder dritten Sonntag des Monats, so ist natürlich Versailles geradezu überfüllt. Denn dann gehen ganze Bildezüge nach den Herrlichkeiten des Schloßes und Parkes Ludwigs XIV., die Wasserkünste zu sehen, die immer nur am ersten und dritten Sonntag des Monats spielen, weil es zu teuer läme, sie öfter spielen

Kleines feuilleton.

zu lassen. Die Wasser von Saint Cloud spielen ebenfalls nur zweimal im Monat, am dritten und vierten Sonntag.

Sehr beliebt als Pfingstausflug ist die Fahrt nach dem Mont Saint Michel, dem Schloß im Meere, das man von Granville aus besucht. Zur Zeit der Flut schäumt das Meer um Dorf und Felsen, auf dem das hohe Schloß gebaut, zur Ebbezeit kann man weit hinauswaten und Krebse und Fische fangen. Hier gibt es auch sonst noch viel zu sehen, man darf nur Orte nennen wie Dinan, St. Malo, Paramé, Cancale, Dinard, herrlich gelegene Badeorte, eigenartige Küste, bewaldet, zum Teil historisch interessant. Reicher und ausgedehnter Strand. Will man die Fahrt noch etwas weiter ausdehnen, so fährt man nach den Inseln Jersey und Guernesey hinüber und besucht die wilden und gewaltigen Grotten, die Viktor Hugo besungen. Freilich kommt diese Fahrt schon teuer. Das sieben Tage gültige Billett kostet nach dem Mont Saint Michel — o ist das ein Bild! — 17 Frank, die Meerfahrt nach den Inseln höchstens noch einmal 15 Frank, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht. Aber man vergleiche mit diesen Preisen einmal unsere Preise in Deutschland. Was zum Beispiel eine Fahrt nach Helgoland kostet.

Sehr lohnend und nicht teuer ist die Fahrt nach Havre. Hier sieht man sich den Hafen an und fährt mit dem Dampfer für einen Frank nach Trouville hinüber. Man ist an der Mündung der Seine. Sie ist etwa der Elbmündung zu vergleichen, nur daß sie sich offener, breiter ins Meer hineinwirft. Die Ufer erheben sich zu mäßiger Höhe, bewaldet und ziemlich dicht mit Städten und Dörfern belebt, die im Sommer viele Badegäste beherbergen. Die kurze Fahrt nach Trouville gehört zu meinen schönsten Meererinnerungen. Von Havre war ein Transatlantisch ausgefahren, ein Engländer lag draußen vor dem Hafen, die bunten Segel kreuzten, und schließlich kam ein deutscher Dampfer, ein Indienfahrer, dem wir deutsche Grüße zuriefen! Und auf dem allen lag eine wunderbare Sonne, und das Meer war glänzend und freundlich und gut mit dem Lande, das es lächelnd beschaute. Nicht so schön sind Dieppe und Boulogne, wohin die Compagnie du Nord billige Karten liefert und kürzere oder längere Reise- und Aufenthaltsgelassenheiten schafft. Dagegen ist die normannische Küste zwischen diesen beiden Städten reich an hübschen kleinen und größeren Orten, wo man billig die Pfingstfeiertage verbringen kann, wie in St. Valery, Valery en Caux, Fécamp, Yvetot und dem teureren, mehr nach Havre zu gelegenen Étretat.

Auch zu einer Fahrt nach St. Brieu sind die Pfingstfeiertage ausreichend; kann man noch ein paar Tage zugeben, so kann man die Fahrt bis Paimpol, Morlaix, Roscoff, ja sogar Brest ausdehnen. Eine zehn Tage gültige Karte läßt einen ganz Finistère durchqueren. Man hat dann Zeit nach den Inseln am äußersten Kap, nach Molène und Ouessant zu fahren, den Inseln der Stürme und Klippen, wo trotz der zahlreichen Leuchttürme rings, alljährlich zahlreiche Schiffsunfälle sich ereignen. Eine sehr bewegte Fahrt im prangenden Sonnenglanz durch glühenden Meeresschaum an stürzenden Klippentastaden vorbei ist mir lebhaft von hier in der Erinnerung geblieben.

Neuerdings hat die Compagnie d'Orléans ausgezeichnete Tourenbillets eingerichtet, sie führen von Paris nach St. Nazaire und dann die ganze Küste des Morbihan entlang bis Quimper und Douarnenez. Wenn man von den Schönheiten dieser Küste erzählen wollte, müßte man freilich auch vom Elend und der Lohnflaberei der Sardinenfischer berichten, die hier ihrem schweren Verur obliegen und ein trauriges Dasein fristen und nicht selten Hungersnot auszustehen haben. Aber schön ist hier, und gewaltig ist hier das Meer. Waß, Guerande, die alte Feste, Bannes, Auray, Lorient, die Inseln und Galbinseln, die Landzungen und Buchten des Morbihan, die alten Trachten, die Menschen und ihre Wohnungen, die Hafengebäude und die stillen Straßen mit den Fachwerk- und Giebelhäusern, wie reizvoll, bunt, abwechslungsreich, grotesk ist das all! Hier gedeiht die Feige im Freien, hier brausen die wildesten Stürme im Winter. Um Velle Me heult das Meer und donnert um seine Felsen und rauscht in seine Grotten hinein. Weiter südllich als Sable d'Orne und Rochefort, werden die Pfingstfeiertage kaum die Fahrt gestatten. Es ist längere Zeit dazu nötig. Nach Süden zu mit den Jüngen der Paris-Lyon-Mediterranée-Compagnie wird man in so wenig Tagen kaum das Meer aufsuchen wollen. Es ist zu weit. Aber es gibt unterwegs am Flußufer und im Gebirgstale reizvolle Orte genug, wo man den Ballast des Lebens auf ein paar Tage abschütteln und feiern und genießen kann. Beliebt zur Pfingstfeier ist noch ein Ausflug nach der deutschen Grenze, nach Belfort oder Nancy, von der Compagnie de l'Est eingerichtet. Hier kenne ich nur die Fahrt nach Nancy, das schöne Tal der Marne entlang, Belfort hat mich nie gereizt. Man müßte hier schon seit längerer Zeit im Gebirge verweilen zu können. Das habe ich mir aber immer für Deutschland, und von Deutschland aus, aufgehoben.

Frankreich ist ein schönes Land, schön und reich, und es ist im Besitz eines Volkes, das seine Schönheit zu genießen versteht und sie zu würdigen weiß. Doch welches Land, das man liebt, ist nicht schön? Jedes! Aber Sinne haben und Herzen haben! Was der Alltag in uns abstupfen mag, der Genuß der Natur bleibe ein Fest und Sonntag, und sei festlich und sonniglich gefeiert, in Fülle und Erfüllung, in Liebe und Lieblich! —

Wilhelm Holzamer.

rn. Die Pfingsthöhle und andere schwäbische Höhlen. — Ein richtiges Volksleben entwickelt sich seit Jahren am Pfingstmontag bei der Jagennußwobenen und durch W. Hauffs „Lichtenstein“ berühmte gewordenen Rebehöhle im württembergischen Bezirk Reutlingen, der bedeutendsten unter den zahlreichen Höhlen der schwäbischen Alb. Hunderte von Besuchern strömen herbei, um ihre felsam-prächtigen Tropfsteingebilde bei elektrischer Beleuchtung anzustauen. 70 Stufen führen hinab zu vielerlei, bis zu 20 Meter Höhe sich wölbenden Hallen, Kammern und Gängen mit einer Gesamtlänge von gegen 200 Meter bei teilweise 40 Meter Breite.

Unter den mehr als 70 größeren Höhlen des an Wertwürdigkeiten so reichen Kalkgebirges der Alb (neben Hunderten von kleineren Grotten) seien erwähnt: die Erpfinger Höhle, die 1884 ein Schulmeister entdeckte, dem seine Tabaksdose durch einen Bergspalt hinabgefallen war; gleichfalls reich an bizarren Tropfsteinformen. Man fand darin eine große Menge Knochen vom Höhlenbären, vorrömische und römische Geschirrfcherben, 50 menschliche Gerippe samt Knochen vom Pferd, Hund, Fuchs, Schwein, Hund, Schaf, Hasen, der Ratte und des Iltis, sowie Schmuckgegenstände und Waffen aus der vorrömischen, römischen und Keilsteinzeit.

Das Sontheimer Erdloch hat einen 11 Meter hohen und 7 Meter breiten Eingang, der in eine große Vorhalle führt, von da krümmt sich die Höhle vielfach durch kleinere Kammern und endigt überraschend mit einer großen Halle, deren feierliche Stille nur durch die fallenden Wassertropfen unterbrochen wird, die im Schein der Lichter wie Diamanten glitzern.

Die Falkensteiner Höhle bei Grabenstetten öffnet sich in einem wilden Felsengrund mit einem weiten und großen Gewölbe, das sich bald in einen 400 Meter langen Gang verengt, worin die Luft herborströmt, die unterwegs sieben kleine Seen bildet, aber mitten im Gang mit einem mächtigen Geölse in verborgene Tiefen fällt und erst außerhalb der Höhle wieder zum Vorschein kommt. Mitunter schwillt das Gewässer so sehr an, daß alle Gänge sich füllen. Ein früherer Schatzgräber fand in den schnell angelaufenen Fluten den Tod, seine Kameraden konnten sich kaum noch auf die höheren Felsen retten.

Die Schertels Höhle im Bussen, dem redenhaften Berg, der im Donautal in schöner Pyramide sanft und majestätisch emporsteigt. Sie wurde von Bergarbeitern entdeckt, die sich im „Milchloch“, einem seit urdenklichen Zeiten offenstehenden Erdtrichter, hinabließen. Durch einen Stollen wurde sie später zugänglich gemacht. Den Glanzpunkt der 155 Meter langen Höhle bildet die 15 Meter hohe weite Halle unter dem offenen Trichter. In lühner Wölbung — schildert Ed. Paulus — ruht die Kuppel über uns, mächtige Felsblöcke, mit üppigem Moos besetzt, umlagern den Durchbruch der Decke. Durch das frische Grün der Buchen, die im schönen Kranze um den oberen Rand des Trichters stehen, blickt der blaue Himmel freundlich in die schauerliche Tiefe, und wenn zur Mittagsstunde die Sonne in die schwarze Nacht hinabgleitet, fassen die Kristallwände die Strahlen auf wie brillantiertes Gold, und ein Feuerstrom, hellglänzend wie der Fluß geschmolzenen Erzes, malt sich an den hohen Wogen der Halle und läßt die Tropfsteinformen aus dem Dunkel hervortreten wie Stukkaturarbeit von Meisterhand. —

Im. Die Kautschufgewinnung am Amazonasstrom. Die nahe der Mündung des Rio Negro in den Amazonasstrom gelegene Stadt Manáos, mit etwa 40 000 Einwohnern, ist schnell ein bedeutender Punkt des brasilianischen Kautschuhhandels geworden. Während im Jahre 1900 der Kautschulexport von Manáos kaum 2000 Tonnen betrug, beziffert er sich jetzt nach Angaben von Dr. Ue auf über 20 000 Tonnen, das ist etwa ein Drittel der Weltproduktion. Den besten und meisten Kautschuk liefert ein bis 30 Meter hoch werdender Baum, Hevea brasiliensis, der zur Familie der Euphorbiaceen gehört. Diese Kautschubbäume wachsen zerstreut in den Wäldern längs der Flußufer. Die einzelnen Besitzungen dehnen sich bis zu 10 Kilometer aus, haben aber nur eine geringe Breite. Inmitten seiner Besitzung, auf einer kleinen, vom Fluß aus sichtbaren Erderhebung hat der Besitzer sein Blockhaus errichtet, um das herum die Baracken der Kautschularbeiter gebaut sind. Die Ernte beginnt im Juli, sie endet im Januar, weil dann das Hochwasser die Wälder unpassierbar macht.

Die Arbeit des Kautschularbeiters setzt mit Sonnenaufgang ein. Nach einander bringt er einer Anzahl von Bäumen, meist etwa 100 Stück, mit einer kleinen Art je eine oder mehrere Wunden bei und befestigt unter derselben einen kleinen Blechbecher, in welchem sich die aus der Wunde ausfließende Kautschumilch ansammelt. Dann macht er nochmals die Wunde und gießt die angesammelte Milch in eine mitgeföhrt größere Blechtanne. Darauf zündet er in einer Hütte ein Feuer an, über welches ein trichterartiges, mit Palmfrüchten angefülltes Tongefäß gesetzt wird. Durch die kleinere obere Öffnung bringt aus dem Gefäß alsbald starker Rauch hervor, in welchem nur eine mit Kautschumilch übergossene Holzscheibe hin und her bewegt wird, wobei die Milch gerinnt. Es wird wiederholt neue Milch aufgegoßen, bis endlich diese Ballen entstehen. Mit Wochenschluß werden diese Ballen an den Besitzer der Waldung abgeliefert. Sobald das Hochwasser die Wälder übersudet, kommen kleine Dampfer stromaufwärts und bringen dann die Ballen nach Manáos oder auch nach Para. Hier

Übernehmen andere Händler die Ware und expedieren sie nach Nordamerika oder nach Europa. —

Kulturgeschichtliches.

kh. Aus der Urgeschichte der Kleidung. Die erste Form der Kleidung ist bei allen Naturvölkern immer der Lendenschurz, mag er nun schon geflochten oder gewebt sein, oder mag er nur aus einem Strid um die Hüften bestehen, durch den Blätter, Federn oder irgend ein anderer die Wölfe bedeckender Stoff festgehalten werden. Die ersten historischen Kostüme aber sind uns erst zu einer Zeit überliefert, da die Menschen soweit sich entwickelt hatten, um in Stein oder Ton Abbilder ihrer selbst zu schaffen, und die frühesten solcher Bildwerke, die von der Kleidung der Urvölker Kunde geben, sind bei den babylonischen Ausgrabungen gefunden worden. Sie erzählen uns von dem Gewande, mit dem die Bewohner des alten Babylon sich vor etwa 6500 Jahren schmückten. Der Mensch dieser Zeit ist bereits über den einfachen Lendenschurz aus Blättern oder Federn hinausgegangen und hat einen Schritt vorwärts in der allmählichen Entwicklung des Gewandes getan, die sich in den Denkmälern der babylonischen Kultur deutlich verfolgen läßt, und von der der Leiter der jüngsten babylonischen Ausgrabungen E. J. Bantz im „World Magazine“ anschaulich zu erzählen weiß. Der Babylonier dieser Urzeit hatte bereits gelernt, seine geflochtenen kurzen Schurzstücke zusammenzunähen, und so ist aus dem Kleinen schmalen Gürtel ein kurzer Rock geworden, der bis zu den Knien reicht. Eine Anzahl von Statuen, die in Bismya und Telloh gefunden worden sind, führen diese früheste Form einer ausgesprochenen Kleidung vor. Das beste Beispiel ist die Marmorstatue des babylonischen Königs David, der um das Jahr 4500 v. Chr. zu Ubad, auf dessen Ruinen Bismya liegt, regierte. Der König trägt einen Rock, der aus sechs aneinandergewachsenen einzelnen Teilen besteht und der oben durch einen Strid zusammengehalten wird, so daß er nicht herabgleiten kann. Aus welchem Stoffe das Gewand bestand, läßt sich nicht ermitteln. So primitiv diese Toilette auch ist und so sehr sie alles höheren Komforts entbehrt, so hat der König doch seinem Gesichte schon eine sorgfältige Pflege zuteil werden lassen und ist glatt-rasiert. Völlige Bartlosigkeit war also in diesen Urzeiten Mode. Auch sonstigen Schmuck kannte man, wie sich denn bei den Ausgrabungen zahlreiche Nasen- und Ohringe, Armbänder, Fingerringe und Fußspangen aus diesen frühesten Zeiten gefunden haben. Während die Männer auch das Kopfhaar ganz kurz geschoren trugen, verwandten die Frauen große Sorgfalt auf die Pflege ihres Haares. Es wurde in langen Flechten aufgesteckt und mit großen bronzenen Haarnadeln zusammengehalten. Als Schmuck des Haares dienten große Kugeln aus Lapis Lazuli. Die Pflege der Schönheit, zu deren Erhöhung so gern künstliche Mittel angewandt werden, scheint sich früh bei dem schwächeren Geschlechte ausgebildet zu haben. Denn in Bismya ist u. a. eine schöne marmorne Vase gefunden worden, in der sich noch kosmetische Mittel einer vor mehr denn 6000 Jahren lebenden babylonischen Modedame befanden. In einem der kleineren Behälter des Gefäßes zeigten sich noch Spuren der roten Farbe, mit der sie ihre Wangen schmückte, und des tiefen Schwarz, mit dem sie den Lintn ihrer Augenbrauen nachhalf. Eine weitere Stufe babylonischer Kleidung wird durch das Reliefbild des Königs Naram-Sin repräsentiert. Dieser Herr, der Sohn des Sargon von Agade, regierte um das Jahr 3000 v. Chr. in der Blütezeit der babylonischen Urgeschichte. Die Kunst des Webens ist nun bereits entdeckt, und aus dem kurzen Rock ist ein langes Gewand geworden, das den größten Teil des Körpers umhüllt. Er trägt ein Kleid, das über die linke Schulter und den linken Arm geworfen und unter der rechten Achsel durchgezogen wird, so daß die rechte Schulter und der rechte Arm nackt bleiben. Dazu trägt Naram-Sin eine kleine runde Kappe, die den Kopf eng umschließt. Die Mode des Rasierens ist aufgegeben, ein langer, üppiger, gekräuselter Bart schmückt das Kinn des Königs. Weitere Modebilder aus Babylons ältester Kulturgeschichte sind die Statuen der babylonischen Könige, die in Telloh gefunden wurden und sich im Louvre befinden. Der Anzug ist nun ein großes vierediges Kleid geworden, das ganz um den Körper gewickelt wird, und dessen Falten lang über den linken Arm herabhängen, während der rechte Arm noch immer nackt und frei bleibt. Er ähnelt ein wenig der Toga der Römer und hat auch mit der Tracht Verwandtschaft, die noch heute die Araber tragen. Wahrscheinlich wurde der kurze Rock aus der früheren Epoche noch darunter beibehalten. Das Gewand ist bereits reich mit Stidereien verziert, wie die Statuen deutlich anzeigen. Einen noch weiteren Fortschritt bemerken wir in den Bildnissen Hamurabis, des babylonischen Gesetzgebers, der dargestellt ist den Sonnengott verehrend. Der Sonnengott trägt noch das Gewand Naram-Sins, wie überhaupt die Gewandungen der Götter konservativer behandelt sind und stets ältere Formen der Kleidung zeigen. Hamurabi selbst trägt einen langen Bart und hat auf seinem Haupt eine runde Mütze mit einem dicken engen Rand. Auch er trägt noch die Toga, die die rechte Schulter frei läßt, aber das Kleid wallt bereits in freieren Falten auf die Füße herab und ist reich mit Fältelungen und Stidereien versehen. Allmählich entwickelt sich nun aus dieser freiwüchsigern Toga ein festes vierediges Gewand, aus dem die Urformen unseres modernen Anzuges entstanden sind. Das Gewand erhält ein Loch, durch das es über den Kopf heruntergezogen werden kann, und bedeckt nun in gleicher Weise beide Schultern. Bald er-

hält es auch Verwölkchen, durch die die Arme gesteckt werden. Es schließt sich immer enger den Linien des Körpers an. An den Armklößen werden Streifen von Stoff angelegt, die sich eng um den Arm legen. So entstehen die Ärmel, die wir auf späteren babylonischen Reliefs bemerken. Noch später umschließt das Gewand auch die Beine enger und es bilden sich Hosen, die aber in der babylonischen Zeit noch nicht aufklappen und erst später von den Barbaren getragen wurden, von denen sich der Grieche durch die freie Form seines Gewandes unterscheidet. Ein großer Reichtum macht sich auch früh schon in der babylonischen Kleidung bemerkbar. Stidereien und Garnierungen werden immer häufiger, breite Borten mit Franzen verziern die Säume der Gewänder, prächtige Gürtel umschließen die Taille. Sandalen werden nun an den Füßen getragen und die runde Mütze wächst sich zu einer großen spigen Kopfbedeckung aus. So sind bereits alle Elemente entwickelt, aus denen sich dann die griechische und römische sowie auch die persische Tracht ausbilden konnte. —

Medizinisches.

hr. Die fortschreitende Schwerhörigkeit. Von den verschiedenen Formen der Schwerhörigkeit hat seit längerer Zeit das Interesse der Ohrenärzte vornehmlich diejenige erregt, welche man als „fortschreitende Schwerhörigkeit“ oder Otosclerose (Ohrenverknöcherung) bezeichnet. Während nämlich die Schwerhörigkeit meist im Gefolge des Mittelohrkatarrhs sich einstellt, tritt diese Krankheit ohne vorausgegangene Ohrentzündung, gleichsam von selbst auf. Man trifft sie meist bei Personen, die im Alter von 20 bis 30 Jahren stehen, oft ist nur das eine Ohr befallen, manchmal auch beide. Die Schwerhörigkeit tritt ganz langsam und schleichend auf, wird meist nicht beachtet, und wenn erst die Patienten ärztliche Hilfe nachsuchen, dann hat die Schwerhörigkeit bereits einen hohen Grad erreicht. Im übrigen sind die Kranken meist völlig gesund, sie stammen aus einer gesunden, oft kinderreichen und langlebigen Familie. Charakteristisch für dieses Leiden ist nun, daß es erblich ist, in dem Maße, daß der Nachweis des früheren Vorkommens der Krankheit in der Familie geradezu für die Diagnose wertvoll ist. Entweder findet man noch erkrankte Geschwister, oder es waren die Eltern, Großeltern und Urgroßeltern bereits mit dem Leiden behaftet. Gehen derartige Familien wieder Verwandtenehen ein, so ist die Möglichkeit der Vererbung eine doppelte große. Merkwürdig ist bei dieser Krankheit ferner, daß bei starkem Lärm, beim Fahren auf der Eisenbahn oder im Wagen besser gehört wird als in der Stille. In anatomischer Hinsicht hat das Leiden seine Grundlage in einer knöchernen Verfestigung des Steigbügels, eines im Mittelohr befindlichen Gehörknöchelchens, an das Vorhoffenster, wodurch die Luftleitung im Gehör unterbrochen wird. Derartige Patienten haben, abgesehen von den Beschwerden und Nachteilen, welche jede hochgradige Schwerhörigkeit mit sich bringt, noch besonders darüber zu klagen, daß sie beständig Ohrgeräusche hören, die sie zur Verzweiflung, ja zum Selbstmord treiben können. Leider steht die Heilkunde diesem Leiden bisher ziemlich machtlos gegenüber. —

Humoristisches.

— Unüberlegt. Vorsichtiger: „... Sie lächeln, wenn ich Sie nach Ihren Vorstrafen frage, Angeklagter? Ich finde das sehr sonderbar!... Ich würde nicht lachen, wenn man mich nach meinen Vorstrafen fragen würde!“ —

— In der Verlegenheit. „... Warum sind Sie denn seit einiger Zeit so niedergeschlagen, Herr Federl?“

„Ach, denken Sie sich nur in meine Lage! Ein Herr, der bei uns im Hause wohnt, hat zufällig eine nutzbringende Erfindung gemacht — und nun verlangt meine Frau positiv von mir, ich soll auch etwas erfinden!“ —

(„Fliegende Blätter“)

Notizen.

— Tausend Mark für Idrische Gedichte. Die „Neue Kunstvereinigung“ (Berlin W., Schöneberger Ufer 32) zum Zwecke der Herausgabe einer modernen Antologie als Preis aus. An dem Preisauschreiben kann sich jedermann beteiligen. —

— Die neue deutsche Volksliedersammlung, die von einer Anzahl Fachmänner unter Leitung von Rodus von Villencron hergestellt wurde, erscheint noch in diesem Jahre zu einem billigen Preise. Sie umfaßt 600 Lieder, von denen 100 fast vergessen waren. —

— „Christ Ellein“, ein Weihnachtsmärchen von Fise v. Stach, wurde vom Münchener Hoftheater angenommen. Hans Piskner hat eine umfangreiche Musik zu dem Werke geschrieben. —

— Harry Walden ist für das Deutsche Theater vom Herbst dieses Jahres ab auf fünf Jahre verpflichtet worden. —

— Die diesjährige Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins findet in Karlsruhe statt. Die Verhandlungen beginnen am 6. Juni. —